

# Kriegspsychologisches (Fortsetzung)

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **62=82 (1916)**

Heft 32

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-32772>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der erste, zu Anfang Juli unternommene Offensivstoß hatte über die bisherige, von Sommécourt über Mesnil, östlich an Albert vorbei über Dompierre und Lihons verlaufende Linie hinausgeführt und im Verlaufe einer Reihe von Nachkämpfen, die namentlich im englischen Abschnitt zwischen der Ancre und Maricourt sehr wechselnd gewesen sind, einen neuen Stellungsverlauf geschaffen, der durch die Ortschaften Thiepval, la Boisselle, Montauban, Curlu, Biaches, Flaucourt, Estrées markiert worden ist. Aus diesen neugewonnenen Stellungen heraus hat dann in der dritten Woche des Juli, wiederum nach kräftiger Artillerievorbereitung, ein zweiter englisch-französischer Massenstoß stattgefunden, dessen Richtung und Ausdehnung durch die Punkte Pozières Bazentin, Longueval, Hardecourt, Barleux-Belloy und Vermandovillers bezeichnet wird. Seine Ausgangsbasis mißt von Thiepval bis Vermandovillers rund 35 bis 40 km und soll nach deutschem Bericht mit mehr als 17 Divisionen oder über 200,000 Mann belegt gewesen sein. Das würde für die Division eine Kampffront von zwei Kilometer und eine Belegung des Frontmeters mit fünf Mann ausmachen. Ueber den Erfolg gehen die offiziellen Anschauungen weit auseinander. Nach englischem und französischem Bericht hat man im englischen Abschnitt die Punkte Pozières, Longueval und Guillemont in die Hände bekommen, und im französischen Sektor südlich der Somme zwischen Estrées und Vermandovillers in acht Kilometer Breite die vordersten deutschen Linien gewonnen. Die deutsche Heeresmeldung dagegen räumt nur einen Raumgewinn südlich von Hardecourt, also auf der nördlichen Sommesseite, von drei Kilometer Front und 800 m Tiefe, ein. Es ist daher auch zu begreifen, wenn sie diesen zweiten englisch-französischen Massenstoß als gescheitert bezeichnet. Auffallend ist aber auf alle Fälle, daß die amtlichen französischen Mitteilungen nur des erwähnten Liniengewinns kurz gedacht, sich aber über die näheren Begleitumstände beharrlich ausgesprochen haben. Alles zusammen berechtigt daher wohl zu dem Schlusse, daß der Erfolg des wiederholten englisch-französischen Massenstoßes in der Pikardie mit dem Aufwand an Streitmitteln in einem starken Mißverhältnis steht. Dagegen entbehren die weiteren Schlüsse, die auf das Unvermögen weiterer englisch-französischer Fortschritte gehen, vorläufig noch der innern Berechtigung. -t.

### Kriegspsychologisches (Fortsetzung.)

Die Anforderungen, die der Krieg an Kraft, Moral und Psyche des Mitkämpfers auch außerhalb der Schlacht und des Schützengrabendaseins stellt, sind gewaltig, und man muß sich nur nicht etwa vorstellen, daß alles reibungslos und glatt verläuft. Wir meinen nur zu oft, da gehe, namentlich im deutschen Heere, alles gleichsam automatisch-maschinenhaft, wie am Schnürchen. Die Vorstellung ist irrig. Ich zitiere ein anderes der Bücher „Aus den Tagen des großen Krieges“, ein gar feines und tiefgründiges; „Mein Kriegsfreiwilliger“ heißt es, und mit dem Untertitel „Briefe und Tagebuchblätter eines in Rußland gefallenen deutschen Studenten. Herausgegeben von seinem Vater.“ Sein Inhalt gehört zum packendsten und ergreifendsten, was die Kriegsliteratur bis heute

hervorgebracht hat. Der junge Mann schreibt am 17. Oktober 1914 in einem Briefe an die Seinen: Riesiger Marsch, 50 km, und das der erste mit bepacktem Tornister! Das machte sie zu Scharen schlapp, lagen rechts und links am Wege. Und wir immer weiter uns geschleppt in die sinkende Dämmerung und die Nacht hinein. Plötzlich Feuer von vorn. Nun losgerückt. Artillerie fährt auf; wir rin ins Dorf. Russen ziehen sich zurück. Immer noch Schießerei. Doch beschlossen, bis nächsten Tag zu warten. Auf Feld gelagert in Zugkolonnen. Plötzlich bekommen wir Feuer von unseren eigenen Leuten. Na, ich sage Euch! Gott sei Dank, keiner verwundet . . . Ein anderes Zitat: Bei Sawadden die Grenze überschritten und in Eilmärschen weiter. Zum Schluß war ich ganz tot, nur noch so weiter Fuß vor Fuß. Scheußlicher Marsch, alle drei Schritte gestanden, dann wahn-sinnig gelaufen, schließlich totmüde in Scheune. Na, ich sage Euch, das waren Tage! Immerzu marschiert, kleine Gefechte, Hunger, Durst. Wir haben jetzt seit acht Tagen nur Wasser und kleine Zwiebäckchen von der eisernen Portion gegessen, als höchste Delikatesse Brot und Kaffee, sogar Speck. Heute erstand ich hier im Dorfe ein zwei Finger breites Stück Brot für 50 Pfennig . . . Und an die Mutter schreibt er ein anderes Mal: . . .Mutt, nun höre mal zu, versteht mich nicht falsch, als ob ich unersättlich wäre; aber wir müssen jetzt immer so viel Hunger leiden, bekommen fast keine Zukost mehr, sind schon froh, wenn wir nur ein Ränftchen Brot haben. Bitte, schick mir doch mal Wurst . . .

Mit der Verpflegung haperts eben trotz aller Trefflichkeit der Organisation oft gewaltig, und das bleibt nicht ohne Einfluß auf Moral und Psyche der Leute. Auch über die Art und Weise, wie es beim Fassen zugehen kann, weiß der Student anschaulich zu schreiben: . . . Um 1/2 1 Uhr wurden wir geweckt: „Die Gulaschkanonen sind da“ — das sind die Feldküchen. Allgemeine freudige Erregung. „Sie liegt beim nächsten Hause, wo wir heute Nachmittag waren. Erster Zug in Schützengraben, ebenso zweiter; der dritte (dazu gehöre ich) holt Essen.“ — Wir traten auf dem Hofe an. Auf einmal Gewehrfeuer. Alles auseinander und in die Schützengraben, wütend natürlich, daß sie uns nicht einmal Essen gönnen. Eine halbe Stunde gelegen. Schießen hört wieder auf. Da dritter Zug fort zum Essenholen. Wir aber froh; halb verhungert war ich! Jeder bekam drei Kaffeeeschirre, und nun los. Als ins nächste Haus kommen: „Hier sind keine Feldküchen, noch 1/4 Stunde weiter, aber ja nicht auf Chaussee wegen Russen!“ Wir nun hinten herum über gepflügte Aecker, gefrorene Wassergräben usw., fürchterlicher Weg. Gott sei Dank schien Mond. Endlich gefunden und nun erst mal tüchtig satt gegessen — aber genudelt: Erbssuppe mit Kartoffeln und Rindfleisch, wunderbar gekocht, hinterher reichlich Kaffee. Feldküchen ganz famose Einrichtung! Dann mit Essen für andere beladen und für jeden noch ein halbes Brot, gings denselben Weg, nur natürlich noch schwieriger, zurück. Ungefähr 3 Uhr kamen wir zur Ruhe . . .

Die Freuden und Leiden des Schützengrabens sind groß, die Gefahren sogar, wenn der Feind nicht einmal auf die Bewohner einwirkt. Unser Gewährsmann schreibt: Gestern wären wir beinahe

kläglich ertrunken in unserem Unterstand. Ein tüchtiges Gewitter ging nieder, der Regen floß. Und plötzlich ein richtiger Bach zu uns herein. Im Nu stand unsere ganze Bude unter Wasser. Da hättest ihr uns mal springen sehen sollen! Im strömenden Regen Wälle aufgeworfen, das Wasser in Gräben abgeleitet; voran der Fahnenjunker, der schrecklich fluchte, dann Br., B. und meine Wenigkeit. Wir brachten es auch schließlich so weit, daß wir unsere Sachen retten konnten . . .

Die Kehrseite des Bildes ist schöner und stimmt mit dem überein, was Erich Everth geschrieben hat. Der Kriegsfreiwillige, der übrigens ein Lebenskünstler, die Genügsamkeit selbst war und ein goldenes Gemüt besaß, erzählt: Wir erleben jetzt köstliche Tage. Ueberhaupt etwas ist das Schöne am Schützengrabenleben. Wir sind draußen in der freien Natur von Morgen bis zum Abend, und wie entzückend sie ist, das lernt man jetzt erst schätzen. Wenn man so im Graben hockt, sieht man nichts als seine öden Wände. Blickt man aber nach oben, da ist der herrliche blaue Himmel mit der Sonne; durch Lücken genießt man jeden kleinen Ausblick, für uns ein Fernblick. Man freut sich über das helle frische Grün, über das im Sonnenschein glitzernde Wasser der Rawka, die sich in schönen Windungen durchs Tal zieht, von dichten Sträuchern umstanden. Dabei schmettert die Lerche ihr Lied hoch droben, die Fliegen summen im heißen Sonnenlicht und die Käfer eilen rasch über den hellen Sand. Dann kommt allmählich der Abend. Die Sonne steht tiefer. Die Hitze läßt nach. Und nun wirds erst recht schön. So ein Sonnenuntergang ist überwältigend. Die Sonne malt alle Wolken goldig an und sinkt zum Horizont; eine prachtvoll rosige, dann purpurrote Färbung breitet sich über den Erdrand. Der Himmel, die Wolken, alles wird rot, dunkelrot, und langsam verschwindet die Sonne. Aber lange noch läßt sie alles in roten, goldenen, herrlichen Farben. Und nun steigt der Mond empor, die ersten Sterne blitzen, die Nachtigallen schlagen. Wir sitzen meist noch lange draußen bei den schönen Nächten, so warm sind sie. Hinten quaken die Frösche im Sumpf, die Maikäfer schwirren umher. Wenn wir müde werden, legen wir uns hin und schlafen, bis wir Kontrolle haben — eine Lust bei diesen Nächten. Man hat früher nie so gemerkt, wie herrlich die Natur ist. Jetzt freut man sich über jedes kleine Blümchen . . .

Wir erkennen aus diesen Aeußerungen, wie mannigfaltig die Eindrücke sind, die auf den Soldaten im Felde einströmen, wie stark die Seele beansprucht wird und wie zahlreich die Einflüsse erscheinen, die sie bewegen. Die Behauptung, daß der siegen wird, der die stärkeren Nerven hat, dürfte also nur zu wahr sein.

In einem Aufsatz „über die Todesfurcht“ in Nr. 3 des Jahrgangs 1915 der „Militärzeitung“ schrieb ich, es sei auffällig, welch große Uebereinstimmung in allen Berichten von sämtlichen Kriegsschauplätzen über das Verhalten der Leute herrsche, wie es nur noch Helden gäbe, die löwenmütig drauflosgehen, trotzdem die Psychologen dem modernen Kulturmenschen viel weniger Nervenkraft zugestehen wollen als dem aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, und ich fügte bei, ich sei überzeugt, daß, wenn einmal der große Augenblick komme, wo „Friede auf Erden“ Wahrheit wird, sich manches wesentlich anders gestalte,

als es heute im Strudel der allgemeinen Begeisterung zutage trete, wo nur das Gewaltige gemeldet wird, das Schlimme gar nicht angesehen zu werden pflegt. Die Ereignisse haben mir zum Teil jetzt schon Recht gegeben, und die genaueren Berichte lauten wesentlich anders als die chauvinistischen der ersten Tage. Und doch bleibt noch so unendlich viel zu erklären übrig. Aus diesem Grunde hat mich ein Ausspruch mächtig interessiert, den ich in einem weiteren Band der Sammlung „Aus den Tagen des großen Krieges“ fand. Der Kriegsfreiwillige Hans Weber, ebenfalls ein Intellektueller, schreibt in seinem ungemein lesenswerten und gut geschriebenen Werk „Aus meinem Kriegsbilderbuch“, nachdem er uns den Ausmarsch aus der Garnison und den Anmarsch gegen den Kriegsschauplatz geschildert: . . . und dann hörten wir — zum erstenmal unmittelbar — von unserem Regiment, was sie (die zurückgehenden Verwundeten) stockend, in abgerissenen Sätzen erzählten. In drei hart aufeinander folgenden mörderischen Gefechten war es bis auf einen schwachen Rest, kaum noch ein Drittel, aufgerieben worden! Unser Regiment . . . ! Eine ganze Weile lang konnten wir kein Wort sprechen, es lag wie Bergeslast auf uns. Aber dann packte und schüttelte uns eine ungeheure Wut; die Fäuste ballten sich, die Tränen stürzten . . . Rache! Rache! Es kam fast wie eine Befreiung über uns. Bei aller Begeisterung und Opferfreudigkeit — das Ziel war zu weit, die Begriffe Vaterland, Feind, Krieg zu gewaltig gewesen für uns Einzelne.

Aber jetzt, jetzt hatten wir mit einem Schlage unsere ganz besondere Aufgabe: Rache für unser armes zerriebenes, heldenmütig tapferes Regiment! Unsere Aufregung war unbeschreiblich; am liebsten wären wir auf der Stelle geradenwegs vorwärts gestürzt zum Regiment, gegen den Feind, unsern Feind, den wir plötzlich mit glühender Seele haßten, auf Tod und Vernichtung haßten . . .

Dieses Zugeständnis läßt vieles klar werden: es sind also letzten Endes eigentlich nicht die höchsten Ziele, die den Soldaten begeistern, die Rettung des Vaterlandes aus Gefahr und Not, die Ehre und der Ruhm, sondern oft genug ganz niedere Motive, Haß und wiederum Haß, die ihn zum „Helden“ machen. Es ist zwar traurig, daß dem so ist, aber menschlich erklärlich, und wir müssen daher manches mit anderen Augen ansehen, als wir das bisher zu tun gewohnt waren.

Und dann darf eins nicht übersehen werden: man las in allen Zeitungen von der grenzenlosen Begeisterung, mit der die Mobilmachung in Deutschland begrüßt worden sei, wie der Jubel und der Enthusiasmus keine Grenzen gekannt, große Verbrüderungsfeste abgehalten und Kundgebungen inszeniert worden seien, wie die Welt sie ähnlich nie gesehen habe. Das mag für Berlin und andere große Städte der Fall gewesen sein, wie wir das sicher auch von Paris, Wien, Petersburg wissen — auf dem platten Lande, in der Provinz, war das wesentlich anders, und man dachte und handelte kühler. Es liegen zwei feine Büchlein vor mir, beide aus dem Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn. In einem, „Das Dorf auf dem Hügel. Wie es den Krieg erlebte“ nennt es sich, schildert der Pfarrer Otto Herpel die Eindrücke, die der 31. Juli 1914 und die folgenden Tage auf seine Pfarrkinder machten. Die Verhängung des Belagerungszustandes

am 31. Juli hatte auch für uns den Beginn eines langen, bangen Wartens zu bedeuten. Dabei mußten wir auf dem Lande noch unsere besondere Last dulden. Nicht wie die Volksgenossen in den Städten waren wir in der Lage, unsere innere Erregung auf die Straße zu tragen und dort in gewaltigen Massenimpulsen auszulösen oder untergehen zu lassen. Unsere Einsamkeit war überhaupt das Schrecklichste für uns in jenen Stunden . . . Und das andere trägt den Titel „Wir in der Heimat. Bilder aus der Kriegszeit.“ Eine feinfühligke Frau hat es geschrieben, eine deutsche Frau mit starkem Herzen, Helene Voigt-Diederichs. Sie erzählt aus den nämlichen Tagen: Weiter am Heckenweg entlang vor der Tagelöhnerkate steht eine Gruppe von Menschen um den Arbeiter herum, der morgen, gleich am ersten Tag, von Frau und Kind weg muß, wahrscheinlich nach Straßburg hinab. Alle sprechen mit fernen feierlichen Stimmen: wieweit die Kanonen tragen, daß ja nicht für jeden eine Kugel gegossen sein muß, und daß dieses etwas ist, das niemand ändern kann. Keine Begeisterung, kein Opfermut, die einfache selbstverständliche Notwendigkeit, der freiwillig gehorcht werden muß. Auch die Frau weint nicht, der schlichte Ernst des Mannes hat sich ihr mitgeteilt . . . Es ist also vielfach künstlich gezüchtete Begeisterung, die den Krieger treibt und die erst dann so recht zum Lodern kommt, wenn sie durch den Haß geschürt wird, den Haß, über den O. Umfrid in seiner Sammlung von Kriegsaufsätzen „Weltverbesserer und Weltverderber“ (Zürich, Orell Füßli) trefflich zu schreiben weiß: Es ist eine furchtbare Zeit. Ganze Völker scheinen dem Wahnsinn verfallen zu sein. Allgemein gültige Begriffe verkehren sich in ihr Gegenteil, und das Entsetzliche wird zum Alltäglichen. Anstelle der allumfassenden Menschenliebe ist der allesvergiftende Haß getreten. In normalen Zeiten fällt uns gar nicht ein, das Nachbarvolk zu verabscheuen — im Gegenteil: man bewundert und schätzt an einander das, was wirklich liebenswürdig ist, und ist gerne bereit, die etwaigen Vorzüge einander zuzugestehen. Wie manche Freundschaften werden geschlossen zwischen Menschen verschiedener Nationalitäten, Freundschaften, die eine Dauer fürs Leben versprechen. Da kommt der Krieg, und alsbald sollen sich die früheren Freunde in bittere Feinde verwandeln, alsbald soll das von uns bekämpfte Volk nichts mehr von Tugend an sich haben, wohl aber eine Gesellschaft von Verbrechern und Banditen sein. Das ist nur durch die Macht einer ungeheuer wirksam angelegten Suggestion zu erklären. Daß der Zorn die Menschen packen kann, wenn sie geschädigt oder an Leib und Leben bedroht werden . . ., ist selbstverständlich, aber Zorn ist nicht gleichbedeutend mit Haß . . .

Der Haß ist es auch, der die Berichte diktiert, die die Presse über alle möglichen Scheußlichkeiten veröffentlicht, die der Feind begangen haben soll. Was ist nicht alles über russische Greuelthaten in Ostpreußen zusammengeschrieben worden! Es sei ja zugegeben, daß, was Dr. Kurt Floericke in seiner Broschüre „Ueber die Masurenschlachten“ (Franckhscher Verlag Stuttgart) S. 47 schreibt, richtig ist: Es bleibt ein solches Meer von Blut und Greueln, von sinnloser Zerstörung und zweckloser Menschenverschleppung, von Brand und Plünderung, von viehischer Rohheit und ausgesuchter Bestialität übrig, daß man sich nur mit Grausen und

Ekkel, mit Empörung und heiligem Zorn davon abwenden kann. Krieg ist Krieg, ein rauhes erbarmungsloses Handwerk, und daß dabei Ausschreitungen vorkommen, auch bei den bestdisziplinierten Heeren, ist traurig, jedoch verständlich. Hier handelt es sich aber nicht mehr um gelegentliche Ausschreitungen, sondern um das planmäßige, wohlüberlegte Vernichten eines blühenden Landes durch uniformierte Räuber und Mordbrenner, wie es zu den Zeiten der Hunnen und Mongolen üblich gewesen sein mag. Den hochgebildeten Franzosen und Engländern müßte die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn sie sich vergegenwärtigen, wie diese wilden Lanzenreiter vom Kuban, Ural und Amur (die Don- und Ukraine Kosaken haben sich wesentlich besser betragen), die sie mit Stolz ihre Verbündeten nennen, in einem Kulturlande gehaust, gewütet und geschändet haben . . . Aber er schreibt andererseits doch auch, was ihm hoch angerechnet sei: Es kann ruhig zugegeben werden, daß viele der in die Tagespresse übergegangenen Berichte über die von den Russen in Ostpreußen verübten Greuelthaten sich bei näherer Prüfung als stark übertrieben oder gar als völlig erfunden herausgestellt haben, daß die Zerstörung vieler Gebäude nicht durch Brandstiftung, sondern im Laufe wochenlanger Kämpfe durch das Granatfeuer der Schlachten erfolgte. Wir räumen ein, daß die Niederlegung mancher Häusergruppen oder auch ganzer Dörfer eine gebieterische militärische Notwendigkeit war; wir sehen es wenigstens als eine Scheinbegründung an, daß die Flammensäulen als Signale dienen mußten; wir anerkennen dankbar, daß es auch bei den Russen keineswegs an Zügen von Großherzigkeit und Edelmut fehlte, daß nicht wenige ihrer Offiziere sich überaus vornehm, schonend und hilfsbereit benommen haben; wir verhehlen uns nicht, daß das öftere zwecklose Schießen von deutschen Patrouillen aus dörflichen Gebäuden die Russen zu dem Glauben veranlassen konnte, sie hätten es mit Franktireurs zu tun, daß auch die Bevölkerung nicht immer ganz schuldlos war, indem sie sich bisweilen weder klug noch einwandfrei benahm, sondern kopflos davonlief oder schroff und prahlerisch auftrat oder gar mit Flinten und Revolvern in der Hand und mit Kriegervereinsmützen auf dem Kopf in Wald und Feld herumirrte . . .

Wir wollen uns dieses Zugeständnisses nicht allein um der Sache willen herzlich freuen, weil es uns beweist, daß die wütende Furie doch nicht gar so schrecklich war, wie man sie uns gemeldet und man uns hat glauben machen wollen, sondern wir wollen es auch festnageln als Beweis für die Herrschaft der Kriegspsychose, welch' letztere darauf ausgeht, am Gegner keinen guten Faden zu lassen, sondern mit allen Mitteln Haß zu pflanzen, grimmen entsetzlichen Mordhaß, der nach Rache brüllt. Gerade dieses Eingestehen ist psychologisch ungemein wertvoll.

Bis jetzt habe ich ausschließlich deutsche Autoren zitiert, weil mir andere leider nicht zur Verfügung standen. Zufällig stoße ich gerade heute auf eine Notiz, die vor kurzem in der „Gazette de Lausanne“ zu lesen war und die den gelegentlichen Mitarbeiter Georges Batault zum Verfasser hat. Da sie für meinen Zweck gute Dienste leistet, mag sie hier folgen:



Einer meiner Freunde, der eine in der Front stehende Infanterie-Kompagnie befehligt und der sich bei vielen Gelegenheiten durch seine Kaltblütigkeit und seinen Mut ausgezeichnet, was ihm auch das Ehrenkreuz und hohe Belobungen eingetragen hat, sagte mir eines Tages mit ironischem Lächeln: „Die schönsten Kriegsgeschichten verdankt man der Feder von Drückebergern, die Zeit haben, ihrer Einbildungskraft den Lauf zu lassen.“ Man braucht diesem Scherz nicht mehr Wichtigkeit beimessen, als dies sein Urheber selbst getan hat, aber er enthält etwas Wahres.

Es gibt nur äußerst wenig Menschen, welche die Ereignisse, in deren Wirbel sie gerissen wurden, zu beschreiben vermögen. Man kann wohl glauben, daß die, welche so Furchtbares erlebt haben, die durch die tragischen Geschehnisse hindurchgeschritten sind und das Uebel ausgekostet haben, deren ganzen Schrecken nicht empfanden oder die Erinnerung daran nicht behielten. Recht oft habe ich Soldaten getroffen, die, zurückkehrend aus besonders blutigen Gefechten, darüber durchaus nichts berichten konnten. Man könnte das berühmte Wort Amiels etwas umwandeln und sagen: „Eine Schlacht ist ein Seelenzustand.“ Und die, welche ihre Seelenzustände zu analysieren und durch Wort und Schrift mitzuteilen vermögen, sind sehr selten.

Es bedarf schon einer künstlichen Anstrengung, um sich selber auszusprechen. Ganz anders aber wird das Bewußtsein durch die ungeheure Nervenanspannung, welche das Fieber der Kämpfe hervorruft, getrübt, und der Mensch hätte große Mühe, sich an das Vorgefallene zu erinnern oder seine Aufmerksamkeit zu konzentrieren. Aus der Hölle entlassen, hat er nur den einen Gedanken: sich ausstrecken, ausruhen. Unter sich reden die Soldaten über alles, ausgenommen die kriegerischen Operationen, an denen sie teilnehmen müssen; sie erleben sie, das ist genug. „Unsere Unterhaltung“, erklärte mir einer von ihnen, „ist frivol und unbedeutend. Wir beschäftigen uns mehr mit tausend praktischen kleinen Einzelheiten, der Nahrung, dem Schmutz, der Feuchtigkeit, als mit großen Gedanken.“ „Unser Leben ist hart und gefährvoll“, sagt ein anderer, „jeden Augenblick riskiert man das Kostbarste, was man hat, seine Haut! Das Leben aber ist platt und mittelmäßig, weil es eben das Leben ist.“

Nichtsdestoweniger gibt es unter den Soldaten, gleichgültig welcher Gesellschaftsklasse sie angehören mögen, einige Psychologen und Künstler. Hier ist die Erzählung eines einfachen Soldaten, der ein Schriftsteller ist, ohne es zu wissen:

„Wir besetzten in den Argonnen einen kleinen Hügel, der für die Deutschen von strategischer Wichtigkeit war. Sie begannen auch bald methodisch auf uns zu „drücken“. Nach und nach, langsam aber sicher, näherten ihre Schützengräben sich den unsrigen immer mehr. Schließlich wurde ihre Nachbarschaft so unerträglich, daß wir beschlossen, sie anzugreifen und ein wenig weiter weg zu treiben. Aber sie kamen uns zuvor und überfielen uns ganz plötzlich. Schon einige Tage vor dem Angriff hatten sie mit ihren schweren Geschützen auf unsere Gräben gefeuert. Das war unangenehm, wollte uns aber nicht weiter beunruhigend erscheinen; wir nahmen es hin wie eine peinliche Notwendigkeit.

An einem schönen Morgen wurde die Beschießung heftiger. Im ersten Augenblick schenkte man auch dem keine größere Aufmerksamkeit als gewöhnlich. Aber als dies anhielt, wuchs unsere Beklemmung von Minute zu Minute. Doch gegen Mittag wurde die Kanonade fürchterlich; augenscheinlich hatten es die Deutschen auf die Einnahme unserer Stellungen abgesehen. Es war ein unaufhörlicher Granatregen. Es ist ganz unmöglich, diese Hölle mit Worten auszudrücken. Rings um uns kracht alles, fliegt alles brüllend in die Luft, zerbirst alles mit einem furchtbaren Donnern. Die platzenden Geschosse, die Kugeln, die Erdschollen, der Staub machen eine Wolke, die uns dicht umhüllt. Man vernimmt kein Wort, selbst nicht das Stöhnen und Klagen der Verwundeten. Meine Empfindungen? Es ist schwierig, sie wiederzugeben! Zuerst war es ein rein animalisches Entsetzen, danach ein Zustand des völligen Gelähmtseins: man steht wie versteinert. Es bedarf einer Selbstvergewaltigung, einer fast übermenschlichen Willensanstrengung, um sich Rechenschaft zu geben von dem, was vorgeht und nicht dumm wie ein Tier zu sein. Es ist nicht zu verwundern, daß viele die Fähigkeit, etwas zu tun und nützlich zu handeln, ganz verlieren.

Plötzlich erschüttert ein grauenhafter Schlag den Boden. Eine Säule von Erde und geschleuderten Steinen steigt hoch auf. Und das wiederholt sich ein-, zweimal, zehnmal, dann nochmals und noch einmal. Das sind die unterirdischen Minen. Ueber 12 sind auf dem Sektor, den unser Bataillon besetzt hält, losgegangen. Wir haben keine Maschinengewehre mehr; alle sind samt ihrer Bedienungsmannschaft in die Luft geflogen. Wir sind ohne Verteidigungsmittel, und da sind die Deutschen, die sich zum Sturm bereiten. Selbst unsere Gewehre sind von diesem feuerspeienden Boden verschwunden. Wir haben nur noch einige Säcke mit Granaten. Die Deutschen sind da. Ruhig besetzen sie unsere erste Linie, oder besser den Ort, wo unser erster Graben sich befand, denn die Erde ist um und umgewühlt. Was tun? Kämpfen? Man konnte nicht daran denken. Die übriggebliebenen, welche die Besinnung nicht vollständig verloren hatten, konnten nichts tun als sich auf unsere zweite Linie zurückziehen.

Um den Nachschub unserer Reserven zu verhindern, ließen die Deutschen auf alle Wege, die zu unsern Stellungen führten, ihre Geschosse niedergehen. Viele von diesen Geschossen enthielten erstickende Gase. Eine dicke, an manchen Stellen über 200 Meter breite Wolke trennte uns bald von den unsrigen. Unsern Soldaten alle Ehre! Trotz des Geispeis der Artillerie und trotz des mächtigen Gasvorhangs, schlugen sich unsere Reserven einen Weg durch bis zu uns. Aber zum Gegenangriff kamen sie zu spät. Der Feind hatte sich mit seinen Maschinengewehren verschanzt und schleuderte seine Gaswellen gegen uns.

Eine verfluchte Sache, dieses stinkende Gas! Das beißt in den Nüstern, das brennt die Augen, abscheulich, das Gehirn wird umnebelt, das Bewußtsein fängt an zu schwinden, der ganze Organismus ist vergiftet.

Unser arg mitgenommenes Bataillon zog sich in die Reserve zurück. Gegen Morgen eröffnete die Artillerie ihr Feuer auf die feindlichen Linien, hierauf rüsteten sich die Truppen, die uns ersetzt

hatten, zum Angriff. Dann kam die Reihe, verdummt und betäubt zu sein an die Deutschen. Sie wurden schließlich von allen Punkten verjagt, mit Ausnahme eines kleinen Frontteils, wo sie sich solider verschanzt hatten.

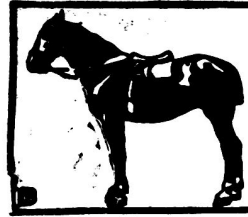
Ich habe auch jetzt noch Mühe, meine Eindrücke zu kontrollieren. Eines ist gewiß: es gibt nichts Schlimmeres als einen Angriff zu erdulden, darum pflegen auch die Angegriffenen selten mehr als schwachen Widerstand zu leisten. Man läßt es fast nie zum Bajonettkampf kommen, glücklicherweise, denn in solchen Augenblicken ist die nervöse Spannung so, daß, wenn sie häufig einträte, kein Soldat den Krieg länger als drei Monate aushalten könnte . . . (Schluß folgt.)

**Bücherbesprechungen.**

Schweiz. Vereinigung für Jugendspiel und Wandern.  
 III. J. Steinemann: Korbball. Bern 1915. Verlag von A. Francke. Preis 40 Cts., Partiepreis bei 12 und mehr 30 Cts.

Zu den bis jetzt gebräuchlichen Ballspielen tritt noch (wie es scheint aus Amerika kommend) der Korbball. Braucht es schon bei gleich guten Spielern eine ziemliche Geschicklichkeit und gutes Zusammenarbeiten, um einen Ball durch ein mehr oder weniger großes Tor zu bringen, so vergrößert sich die Schwierigkeit, wenn es gilt, denselben in einen ca. 3 m über dem Boden befindlichen Korb zu werfen. Turnleitern der

Truppe neinheiten ist das Buechlein, welches Abwechslung in den bisherigen Spielbetrieb bringt zu empfehlen.  
 M. P.



**GEBR. LINCKE  
 ZUERICH**  
 PFERDESTALLUNGEN  
 GESCHIRRKAMMER =  
 EINRICHTUNGEN. ☐

**BERN A. KNOLL ZÜRICH**  
 Bahnhofpl. vorm. Mohr & Speyer Löwenplatz

**Offiziers-Uniformen  
 und Ausrüstungen**

Zivil-Bekleidung :: Sport :: Livrées :: Prima  
 Stoffe :: Eleganter Schnitt :: Erstklassige Arbeit

**Offiziers-Armband-Uhren**

enthält in reicher Auswahl unser neuer Katalog. Verlangen Sie solchen gratis und franko. Besonders vorteilhaft No. 18500. Remontoir, Anker, 15 Rubis, garantiertes Werk mit Schweinsleder-Bracelet. Nickel Fr. 21.50. Kontroll. Silber Fr. 27.—. Mit Radium-Zahlen und -Zeigern Fr. 30.50 und Fr. 36.—.  
**E. Leicht-Mayer & Co., Luzern, Kurplatz No. 29.**



**MILCH für die TRUPPEN**  
 Ungezuckerte kondensierte Alpenmilch „Bärenmarke“  
 Gezuckerte kondensierte Alpenmilch „Bärenmarke“  
 Flockenmilch (Vollmilch in Pulver)  
 Flüssige Berner-Alpenmilch-Chokolade  
**Berner Alpen-Milchgesellschaft, Stalden, Emmental.**



**Zahnbürsten für Militär**

mit Holz- und Celluloidstiel, mit und ohne Etuis, von 20 Cts. an. Bei Bezug von größeren Quantitäten bedeutender Rabatt.

**Strickler'sche Apotheke, Zürich.**

**Elektr. Taschenlampen**

**Briquets**

**Société N. B. J. Caspar-Escherhaus  
 ZÜRICH**



**-Thran-Lederöl,  
 -Schuhcrème, gelb u. schwarz**  
 beste Putz- und Konservierungsmittel für alle Militärschuhe.  
 Fabrikanten: Luchsinger & Co., Basel

**Handschuhfabrik Wiessner & Co.**

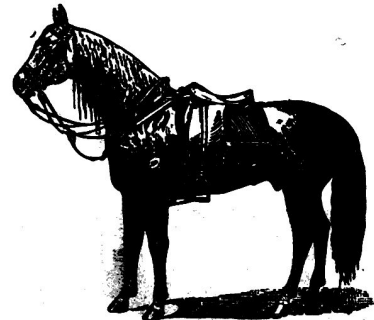
Basel, Freiestraße 107 | Bahnhofstraße 35 Zürich  
 St. Gallen, St. Leonhardstraße 12 | Place St. François 12 Lausanne



**Ordonnanz-  
 Handschuhe**

prima Qualität  
 solideste Naht

**Spezialartikel für Winter.  
 Goldene Medaille Bern 1914.**



**H. Thielert & Cie.  
 Sattlerei Bern**  
 Spitalackerstraße 60  
 Tramstation

empfehlen ihre Spezialitäten in: **Sätteln** aller Art, **Zäumen**, **Schabracken**, **Reitgamaschen**, **Sporen**, **Pferdedecken**, **Stallartikeln** etc. — Reparaturen werden in unserer Werkstatt aufs Prompteste und Billigste ausgeführt.